

# Die Zelle West

Nr. 26

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

## Stephan, der Schmied.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung)

Aus Sinnens sich überstürzender Rede war der Zorn zu hören. Es mochte hart hergegangen sein zwischen der Wirtin und ihm.

Fausch blickte vor sich nieder. Eine Antwort gab er nicht. Seine Gedanken ließen ihn nicht los.

Sinnen meinte, daß er seine Worte überdenke. „Es wird einweg gut sein, wenn er in die Welt hinauskommt, Curer,“ redete er Fausch weiter zu. „Es ist immer nützlich für junges Volk.“

„Nichtig,“ murkte der Schmied; er schien zu erwachen. „Ich will sehen,“ sehte er bei, und als Sinnen ihm Ratschläge gab, wohin er seinen Ruten senden könnte, und sich anerbote, etwas für diesen zu tun, gab er noch ein „Ja, ja“ hinzu. Der Wirt konnte das für Zustimmung nehmen, wenn er wollte. Nachdem er so die wenigen Worte vor Sinnen hin gebröckelt hatte, trat Fausch ein paarmal, als ob ihm der Boden heiß sei, von einem Fuß auf den andern, und plötzlich ging er in derselben Haltung hinaus, in der er gekommen, mit schlumpen, fast tappenden Schritten, als ließe er blindlings hinter seinen Gedanken her.

Einsilbiger als je sah er nachher mit Sain und der Katharina drüben beim Abendbrot. Nur als der Bub wieder und ernstlich vom Fortgehen zu reden anbot, fuhr er ihn barsch an: „Mannst nicht schweigen, bis gefragt wirst, Du?“

Sain fürchtete sich nicht. Er heftete die hellen Augen auf ihn. „So gut als möglich will ich mir selber durchhelfen,“ fuhr er, von seinen Plänen sprechend, fort.

Fausch antwortete nicht mehr.

„So — muß ich gehen, ohne daß Ihr zusage,“ schloß Sain in festem Ton. „Am Morgen — früh — will ich — —“

Die Katharina, die kaum recht wußte, was geschehen war, kam herüber und hielt ihn mit ihren zitternden Fingern am Kermel fest: „Bub — Bub,“ mahnte sie.

Aber Fausch bot ein merkwürdiges Bild. Er zitterte am ganzen schweren Leibe, als ob ihn die Wut schüttelte: „Mannst nicht warten?“ ließ er zwischen den Zähnen hervor. „Mannst nicht warten, bis sich einer ausbesonnen hat für Dich?“

Sain erschrak bei seinem Aublick und lenkte ein. „Wann wollt Ihr mich dann gehen lassen?“ fragte er.

„Wirst schon sehen,“ sagte Fausch in demselben mühsamen Ton.

Sain und Katharina blickten einander unwillkürlich an; sie hatten ihn noch nie so gesehen. Er sah ganz mit dem Oberkörper über den Tisch geworfen; zuweilen taten sich seine schwarzbrannen, hornharten Nägel auf und schlossen sich frampfhaft wieder, als zerdrückte er etwas in der Faust.

„Seid Ihr krank?“ stammelte Sain. Da nahm der andere sich zusammen. „Krankheit!“ lurrte er, und dann: „Du gehst nicht fort, bis ich es überdacht habe für Dich.“

Es war etwas an den Worten, was Sain nicht widersprechen ließ. „So will ich warten,“ sagte er. Im Stillen wandte er sich nachher zur Katharina, die mit ihm hinausging. „Was ist mit ihm, mit dem Vater?“ fragte er.

Die alte Katharina war still und ungedenklich. „Den kann einer nicht leicht erraten. Deinen, den Meister,“ sagte sie.

Stephan Fausch aber hatte darauf eine Nacht ohne Schlaf, eine laune, drangvolle Nacht. Seine Schlafstube lag über der Schmiede, war öde wie das ganze Mönchsbaus: ein hartes Bett, ein Stuhl und ein Tisch standen darin. Auf dem Bett lag Fausch und hatte das Fenster offen, von dem aus er die Seen und das ganze Hochtal über sah.

Unten am Tisch, als Sain wieder vom Fortgehen gesprochen hatte, war dem Schmied ein Gedanke gekommen. „Wenn der Bub aus deinem Leben hinausgehen will, kannst du, Stephan Fausch, nicht gerade so gut aus dem seinen hinausgehen?“

Er wußte, daß ihre gemeinsame Geschichte es war, die den Stoff zu allem Lästern abgab. Er wußte aber ebenso gut, daß er, Stephan, der schon in seinem Menschern und seinem Wesen etwas Außergewöhnliches trug und am Gang dieser Geschichte den Hauptanteil hatte, die Leute am meisten an diese erinnerte. Sain war jung, frisch, ein Mensch wie andere. Er lebte der Gegenwart und galt der Gegenwart, so daß die Welt, so wie er war, wohl Freude an ihm haben konnte und darum wenig nach seiner Vergangenheit fragen würde, wenn nicht einer da war, der aus dieser Vergangenheit stammte und damit fester verknüpft war als Sain. Er, Stephan, war das Haupthindernis, daß Sains Geschichte nicht zur Ruhe kam. Wenn er sich von ihm schied, so würden sie den Bub inständig als den, der er war,

nicht mehr als den, der er gewesen, beurteilen! Diese Gedanken hatte Fausch mit sich in seine Stube hingenommen, und sie ließen ihn nicht los. Während er auf seinem Bett lag, stritt er mit diesen Gedanken.

Fausch war bisher seines Weges gegangen und hatte sich um keinen Menschen gekümmert. Und wenn eine Wand gewesen war, so war er mit der Stirn durch die Wand gefahren, und wenn etwas im Weg gelegen hatte, so hatte er mit dem schweren Schurz danach geschlagen, daß es zur Seite floh. Jetzt sollte er einmal nachgeben, eingestehen, daß — daß er in seinem Eigensinn unrecht gehabt hatte. Wenn er dem Bubem zulieb fortginge, bat er diesen gleichsam um Verzeihung für das, was er ihm angetan hatte, er, Stephan Fausch, der nichts abzubitten hatte!

Der Gedanke schien ihm so widerwärtig, daß er laut aufschrie und nicht sitzen bleiben konnte vor Zorn. Er ruckte den Stuhl an der Lehne und setzte ihn zum Fenster hin, ließ sich dort nieder und sah in die Nacht hinaus.

Diese Nacht war sehr still und sehr klar. Der Himmel hatte nicht viele Sterne, aber er war wie von einem inneren Licht geheimnisvoll hell, und die Sterne, die er trug, waren groß und rubig, einer besonders, der dicht über einem dunkeln Berge stand und in gerader Linie über sich einen kleineren Trabanten hatte. Der Stern hatte ein blaues, mondscheinartiges Licht, das weit über den Berg hinab glüdete. Der große, feierlich stille Wall des Gebirges, der rings um die Passhöhe gebaut war, erschien nach oben und wo er vom Himmel abstand, so scharf umrissen, daß jede Spitze sich zählen ließ; auf dem Pässe selbst war noch ein leises Licht, so daß ein Stück Straße in der Dunkelheit bloßlag und eine Seefläche aus der Nacht her aufglänzte.

Zu Anfang sah Fausch die nächtliche Landschaft nicht, der Zorn hielt ihm gleichsam die Hand vor die Augen. Aber allmählich fesselte ihn der machtvolle Glanz der zwei Sterne, des großen und des kleinen, und dann die dunkle Klarheit der Berge und dann die grauschimmernde Straße und der seltsame Schein auf dem See. Je mehr aber das große, stille Bild der Nacht Macht über seine Seele gewann, um so mehr drängte es den Zorn zurück und schuf in des sonderbaren Menschen Innern eine Stille und Klarheit ähnlich derjenigen, die über dem Lande lag. Dabei rief irgend etwas in



Ihm die Erinnerung wach, wie in dieser gleichen Landschaft leblich stam, der Bub, und die Winzenze viel herumgestreift waren. Das Bild der zwei jungen, schmunzelnden Menschen hatte sich wohl in den Rahmen dieses schönen Landes gesüßt. Er sah sie noch, sah sie so deutlich, daß ihm war, als erblickte er die beiden lebhaftig, Hand in Hand, jetzt drüben am See, jetzt auf jener fernen Lehne. Vielleicht aus der Erinnerung an jenen Abend heraus, an dem er sie am Schwarzsee gesucht und gesehen hatte, wuchs in ihm ihr Bild, wie sie, schlank und jedes in seiner äußeren Erscheinung eine eigene Schönheit tragend, nebeneinander hinschritten, sich scharf und deutlich aus. Er sah sie und freute sich an ihnen, wie an der schönen Nacht und — — —

Allmählich kam das ihm zurück, um dessentwillen er noch wach saß: stam wollte fort! Er war da oben froh und zufrieden gewesen! Jetzt sollte er hinaus!

Jausch reckte sich. „Der geht nicht fort, der Bub, das sage ich!“ Als ihm das durch den stopf fuhr, hätte er es beinahe laut hingesprochen.

Jetzt drängte sich ein anderer Gedanke hinzu: „Wenn er dableiben soll, mußt du dich arg ducken, Stephan Jausch, mußt dein halbes Leben zurücknehmen und sagen, es tut mir leid, daß es falsch war!“ Er atmete schwer, als bebe er ein ganz großes, Menschenkräfte fast erdrückendes Gewicht. Dann sah er wieder Winzenze und stam nebeneinander wandern.

„Und — und — fort mußt von dem Bub,“ stieg es jetzt in ihm auf. „Und — brauchst dir nichts vorzulügen — er fehlt dir überall, wenn er einmal nicht da ist. Seit — seit die Maria dir wegen des andern — hast keine Freude in deinem Leben gehabt wie ihn — so leicht ist es nicht, von ihm fortzugehen für — ganz, du brauchst dir nichts weiszumachen, Stephan Jausch!“

Der Schmied stand auf und legte die Hände auf das Gesims seines Fensters. Er lehnte sich eine ganze Weile weit hinaus. Der Nachtwind fuhr ihm kalt über den stopf. Aber es war, als habe er mit dem Aufstehen die letzte große Anstrengung gemacht. Er strich sich mit der unförmigen Hand über Stirne und Haar, rieb sich mit einem Finger ins Auge, als ob er eben erwacht sei, und war über das letzte Gert geworden. Mit der seltsamen, sonntägigen Freude an den beiden, die er wandern sah in der schönen Nacht, mit der seltsamen Freude an allem Schönen, die er in sich trug, überwand er das andere Heftmüchtige, das der Grundzug seines Charakters war. Es war lange gegangen, Jahre hindurch, und war ein Streit gewesen wie auf Leben und Tod, aber Stephan Jausch hatte — vielleicht nur auf Tage, auf Stunden vielleicht nur, aber er hatte den Starrsinn in sich erwirgt.

Was Jausch während des Restes der Nacht besann und sich zurechtlegte, während er in der Stammer hin und her schritt, das erfuhr am Morgen Simmen, der Wirt, und konnten die anderen später erraten, wenn sie wollten.

Am Morgen, nicht früh, denn es lag keine Saft in Jauschs Art, suchte er den Wirt auf. „Kann ich noch ein Wort mit Euch reden?“ fragte er. Schon der Umstand, daß der Wortkarge ungerufen kam, setzte den anderen in Erstaunen. Er tat ihm willig die Tür zur kleinen Schreibstube auf, setzte sich wieder an seinen Tisch, und Jausch stand am gleichen Fleck wie am Abend vorher. Es war alles ganz wie gestern in der engen Stube, nur die Lampe brannte nicht. Ein graues Licht, von einer öden Trümmerhalde zurück- und in das eine Fenster geworfen, erhellte das Zimmer.

„Habt Ihr etwas gegen den Bub, wie er sonst ist?“ begann Jausch ohne Einleitung.

Nun hatte Simmen eine gute und lange Nacht über seinen gestrigen Merger geschlafen, und am Morgen hatte schon seine stillere und trotz ihrer Herbitheit versöhnliche Frau zwischen ihm und der trotzigsten Winzenze zu vermitteln versucht, so daß sein Horn sich gelegt hatte. Er hörte Jauschs Frage ruhig an, setzte sich in seinem Stuhle bequem zurecht und erwiderte: „Was soll ich haben gegen ihn? Im Gegenteil, er ist anständig, ganz wohl zu brauchen und ein verdammnt hübscher Mensch, nur fort müßt Ihr ihn tun, Jausch — das kann mir nicht passen, was hat gehen wollen zwischen meinem Mädchen und ihm, das —“

Er sagte das alles ruhig hin, zuweilen mit einer Handbewegung ein Wort noch mehr erklärend. Als er stockte, setzte Jausch zum Sprechen an. Simmen verstand das erste Wort nicht, das er sagte, denn jener stieß es nur so mühsam aus sich heraus, und erst allmählich wurde seine Rede deutlicher und zusammenhängender.

„Ich — ich — möchte Euch bitten,“ begann er — „behaltet ihn da, den Bub. Gezeichnet habe ich ihn mit dem Namen, daß alles mit Jinaern auf ihn zeigt. Unrecht habe ich ihm getan! Darum schickt ihn nicht weg. Ich . . .“

Jausch mußte einen Augenblick innehalten. Auf seiner braunen Stirn stand der Schweiß. Er wischte sich mit der Hand unbeholfen darüber.

„Ja, ja,“ sprach Simmen dazwischen, „das ist schon recht, was Ihr sagt, aber . . . hier kann er doch nicht bleiben, wo er jeden Tag mit der Winzenze . . .“

Jausch kam näher und unterbrach den anderen. Immer in der schwerfälligen und abgebrochenen Weise fuhr er fort: „Ihr habt selbst gesagt, daß er recht ist, der Bub. Er darf sich sehen lassen — meine ich.“

Nun lachte Simmen: „Nur nicht für meine — für die Winzenze! Die kann Auswahl haben später einmal — Schmied — sage ich Euch, im Welchen unten sowohl wie auf unserer Seite.“ Sein Lachen ging in ein Lächeln über. Es hatte ihm wohlgetan, den eigenen Geldsack zu rühmen, indem er von den Aussichten seines Mädchens sprach.

Der Schmied blickte fast ängstlich um sich. Es war seltsam, den störrischen Menschen unbeholfen und verlegen dastehen zu sehen. Er legte eine Hand auf den Arm des Wirtes, und sie zitterte. „Ich will Euch den Bub abtreten,“ sagte er. „Wenn ich ganz weggehe aus seiner Nähe, wird es bald ausgefrichen sein, was er gewesen ist, wie wir gestanden haben zusammen. Glaubt es mir, Simmen. Und Ihr könnt ihn ziehen, wie Ihr wollt, nachher. Und kein Mensch wird nachher mehr fragen, wie er geheißen hat, oder woher er gekommen ist — und fällt er nicht aus, wie Ihr meint — könnt Ihr ihn immer weggeben — könnt —“

Er stockte. Dann streckte er die Hand aus, weil er die Worte nicht fand, und sein Gesicht war flammend rot. Es fiel ihm ein, daß er wie ein Bettler sei. Simmen sah schweigend zu Boden. Er war ein vernünftiger Mann, und er sah, was dem anderen die Worte kosteten, er kannte ihn kaum wieder. Und der Bub war ein Rechter, einer, an dem sich Gefallen haben ließ — und — Simmen konnte es nicht hindern, daß das Gesicht der Winzenze ihm vor die Augen trat. Des Mädchens Wesen war nicht danach, als ob der Schmiedbub ihm nur für ein zeitweilig Spielzeug recht wäre.

„Es wird Euch nicht reuen,“ ließ Jausch heraus.

Da entgegnete der andere nachdenklich: „So mag es denn sein. Anstellen will ich ihn, den Franz, und — allein bleibt er hier — wie ich es gesagt habe! Was werden soll, wird die Zeit zeigen — nicht daß er meint — daß er

das Mädchen bekommt — der! — Aber er soll mir recht sein soweit!“

Das letztere sagte Simmen sich selber zur Genugtuung und hängte damit seiner Nachgiebigkeit ein Mäntelchen um.

„Gut,“ sagte Jausch, kein Wort weiter, keines mehr, als sein mußte. Die Art, wie er sie jetzt sparte, zeigte, wie schwer er die anderen ansgegeben hatte. Seine Unbeholfenheit verwandelte sich langsam wieder in Mürrischeit. Einmal, als er schon auf der Schwelle stand, war es, als fielen ihm noch etwas ein. Er drehte sich halb nach Simmen um, aber es reute ihn. Die Stirn voran, schwerfällig stampfte er hinaus. „Adé,“ sagte er.

Simmen sah lange nach der Tür, durch die er hinausgegangen war. Erst jetzt drang das Bewußtsein voll auf ihn ein, eine wie bittere Stunde der Schmiech gehabt haben mochte. Er sah ihn noch drüben stehen, sah für Satz aus sich herausholen, als täte er eine fürchterlich harte Arbeit, dann wieder stocken und gleichsam nach Worten tasten, die er nicht fand.

Mit Gewalt riß er seine Gedanken endlich von Jauschs Erscheinung los und sann über die Angelegenheit nach, die diesen hergeführt hatte. Es war ihm keineswegs lieb, daß Jausch die Schmiede wieder verließ, es hatte noch kein Arbeiter wie er dann gesehen, aber er stimmte jenem bei: Solange er und sein Bub beisammen waren, kam ihre gemeinsame Geschichte nicht zur Ruhe. So mußte der Schmied gehen, ganz recht, mußte er. Wenn der Bub der Franz allein da war — Simmen klopfte mit der Hand auf seinen Tisch halb ärgerlich, halb in sich hineinlächelnd — So ganz unmöglich war das eigentlich nicht, daß sie zusammenkämen der Bursche und die Winzenze! Der Wirt dachte an die Art, wie der Franz sich in der Fremdenstube umgelaufen, wie die Gäste ein Wesen von ihm machten, und er, Simmen, hatte keinen engen Sinn: ein ernsthafter und arbeitssamer Mann war ihm lieber als ein reicher oder vornehmer, von dem man nicht wußte, ob er das erstere auch war. So schien es ihm nicht unmöglich das mit der Winzenze und dem Bub. Aber

Simmen pochte wieder wie ungeduldig auf den Tisch — unmdgerecht war ihm die Sache noch nicht. (Schluß folgt.)



## Der Mondkultus im Altertum.

Von I. Stern.

Eine der reizendsten Nummern in Heines „Abapodien, unter dem verbindenden Titel „Die Nordsee“, ist der „Sonnenuntergang im zweiten Zyklus, worin der Dichter Sonne und Mond als Mann und Weib anschaut, deren Minder die Sterne sind. Zwischen beiden, die dereinst ehelich vereint waren, brach ein Zwist aus und seitdem leben sie getrennt und gehen einander aus dem Wege. Einmal am Tag wandelt der Sonnengott seine feurige Wahr und erit, wenn er am Horizont verschwindet taucht die Mutter hervor aus leichtem Gemüth zitternd und bleich, in stiller Wehmut, mit ihren verwaisten Sternenkindern.

Der Dichter hat wohl kaum gewußt, daß dieses poetische Spiel seiner Phantasie in uralten Zeiten in der Hauptsache ernsthafter Auffassung gewesen ist. In den Astralreligionen, vieler Stämme — gott wirklich der Mond als die Mutter der Sterne, die sie von der Sonne empfangen hat. Und merkwürdigerweise wurde von einem Teil dieser Stämme nicht die Sonne sondern der Mond als Stammes- oder Lokalgott verehrt; er galt sogar als wichtigster Gott.

Wie erklärt sich diese mythologische Vorliebe für den Mond? Professor W a e n l i c h — Zern weist auf die hervorragende Bedeutung hin, die



der Mond für nomadische Stämme haben mußte, die mit Vorliebe des Nachts ihre Weidplätze wechseln. Man wird das wohl dahin erweitern dürfen, daß besonders in den sandigen Wüsten das milde Mondlicht wohlthätig empfunden wurde, im Gegensatz zu der sengenden, ausdörrenden Glut der Sonnenstrahlen (was vielleicht das Motiv abgab für den phönizischen Molochkult, der Opferung von Kindern zur Veröhnung des verderbenspeienden Feuer-gottes).

Aber der Mondkultus war nicht allein bei Nomaden verbreitet. Hauptgrund dürfte eher das bekanntlich in der Epoche der Gentilverfassung herrschende Mutterrecht (Matriarbat) gewesen sein, welches erst mit der Ausbildung des Privateigentums, die zur Auflösung der kommunikativen Verbände (Gentes) führte, durch das Vaterrecht, die Hegemonie des männlichen Geschlechts herbeigeführt hat. (So Engels, „Die Entwicklung der Familie, des Eigentums und des Staats“.) Wie allgemein, widerpiegeln auch hier die menschlichen Verhältnisse die himmlischen. War auf Erden die lindergebärende Frau im Stammesleben die Hauptperson, so war es auch am Himmel die Sternmutter, also der Mond. Die mehrfach nachgewiesene spätere Erhebung des Mond durch den Sonnenkultus hat eben in der Verdrängung des Matriarchats durch das Patriarbat ihren Grund.

Nun ist neuerdings von dem bereits genannten Autor die sehr interessante Behauptung aufgestellt worden, daß der Mondkultus auch bei den alten Hebräern vertreten war, und daß der alttestamentarische Gott Jahve ursprünglich Personifikation des Mondes gewesen ist. Was der Gelehrte in seiner Schrift „Orientalischer und israelitischer Monotheismus“ (Tübingen, Mohr) zur Stütze dieser Ansicht beibringt, macht dieselbe recht plausibel.

Das älteste Babylon zerfiel in eine Reihe von Stadtkönigreichen (Babel bei den Griechen), deren jedes seinen eigenen Gott (resp. Götter) hatte. In Ur, im nördlichen Mesopotamien, florierte nun nachweislich der Kult des Mondgottes; er hieß Sin, auch Mannar (der Erleuchter). Es ist eine Hymne auf diesen in Ur verehrten Mondgott Sin ausgegraben worden, worin derselbe überschwänglich gefeiert wird als „Mutterleib, der alles gebiert, der erschaffen das Land, in dessen Hand das Leben des ganzen Landes gehalten wird usw.“ Dieses Ur (Ur-Masdim, das letzte Wort bedeutet Chaldäer) war nun nach der biblischen Sage die Heimat Abrahams, als er noch Abram hieß, welche Sage allerlei Mondmotive enthält. Besonders frappiert die Zahl der Knappen, mit welcher dieser Erzvater einen feindlichen Heberfall besetzte (Genesis 14, V. 14), sie beträgt 318, das ist genau die Zahl der Tage im Mondjahr von 351 Tagen, an welchen der Mond sichtbar ist. Das drückt also der Mythos in seiner Weise dadurch aus, daß er sagt, dem Mondgott stehen in seinem Kampfe gegen die Mächte der Finsternis 318 Knappen zur Verfügung.

Auf den Mondgott Sin weist nun aber auch besonders der Name des Berges Sinai, auf dem Jehovah erscheint, um die zehn Gebote zu offenbaren. Danach hatte der Mondgott Sin auf diesem Berge, nach welchem die Sinaihalbinsel noch jetzt benannt wird, eine Kultusstätte. Auch bei den Arabern von Hadramaut wurde der Mondgott unter dem Namen Sin verehrt. Das Alte Testament kennt nun auch eine ganze Wüste Sinai und daneben eine Wüste Sin. Vaentlich schließt daraus, daß das gesamte, zum größten Teil von Nomaden bewohnte Gebiet südlich von Palästina bis zur Sinaihalbinsel hinunter und bis weit nach Arabien hinein das Herrschaftsgebiet des Mondgottes gewesen ist. Auch die

Minäer in Midjan (am äranitischen Meerbusen) verehrten den Mondgott, aber unter dem Namen Wadd.

Wie zäh sich der Mondkult in jener Gegend behauptet hat, zeigt die Mitteilung eines Schriftstellers vom Ende des 6. nachchristlichen Jahrhunderts, welcher der Feier eines sarakonischen Neumondfestes am Sinaiberge bei gewohnt hat, bei der ein Mondidol aus weißem Marmor eine Rolle spielte.

Aus dem allen läßt geschlossen werden, daß die Vorfahren der Israeliten ebenfalls den Mondgott Sin als ihren Hauptgott verehrt haben, ja, daß Jahve einst mit diesem identisch war. Am Kultus der Juden haben sich denn auch Spuren alter Mondverehrung erhalten. Ihre ältesten Feste, wie der Neumond und der Sabbat, waren Mondfeste. Die sieben Wochentage, an denen seitdem der Gott ausgeruht hat, bedeuten offenbar die Tage einer Mondphase. Die Beziehung des Passahfestes zum Mond zeigt dessen Feier am Abend des vierzehnten des ersten Monats, das ist eben der Tag, an dessen Abend der Mond im Frühjahr voll wurde. Noch jetzt pflegen orthodoxe Juden das Erscheinen des Neumonds mit Gebeten (an Gott) zu begrüßen und zwar unter freiem Himmel im Mondschein. Auch das häufige Reiwort Jahve Sebaoth, d. h. „der Heerscharen“, womit das Sternheer gemeint ist, weist auf den ursprünglichen Charakter des Gottes als Sterngebärender Mondgott; vielleicht richtiger Mondgöttin, wie denn auch der Name Jahve die weibliche Endung h führt. Mit dem Reiwort Sebaoth ruft wohl deshalb Hannah, die Mutter Samuels, Jahve an, als sie noch kinderlos war und um Leibesfrucht flehte.

Ich vermute sogar, daß in dem noch immer nicht mit Sicherheit aufgehellten Namen „Jahve“ selbst die Funktion des Mondgottes als Gebürerin aller Dinge, also als Demintra, Welt-schöpfer (gemäß dem zitierten babylonischen Hymnus), enthalten ist. Etymologisch ist das Wort Kasusiv-Form (Siphil) vom Zeitwort „Sein“, also: der ins Dasein Rufende, der Schaffende. Die beiden moaischen Schöpfungsgeschichten enthalten manche Andeutungen der Vorstellung, daß unter den vielen Göttern nur einem die Rolle als welt-schaffende Gottheit zugewiesen war, und wie nahe liegt die Vorstellung, daß alle Dinge aus dem Mutter Schoß der obersten weiblichen Gottheit geboren wurden! Vielleicht bedeutete sogar der frühere Name dieses Gottes Schaddai, der ibrachlich noch immer dunkel ist, der „Gott mit den weiblichen Brüsten“ (Schaddaim. Man vergleiche hierzu eine Metapher in Oscar Wildes „Salome“).

Die einstige Identität Jahves mit dem Mond würde es auch erklären, weshalb Jahve dem Abram erst mit dem Einbruch der Abenddämmerung erscheint (Genesis 15), ferner, daß er mit Jakob bei Nacht den bekannten Ringkampf führt und beim Ausblicken der Morgenröte entlassen sein will (Gen. 32, 25ff.), endlich auch, daß er um Mitternacht das Land Aegypten durchschreitet und die Erstgeborenen der Aegyptier tötet (Exod. 11, 1; 12, 29).

Am Prophetenbuche des Jeremia, der zur Zeit des babylonischen Exils lebte, werden die jüdischen Frauen mehrfach geicholten wegen ihres unbewinglichen Gangs zum Kultus der „Königin des Himmels“, der sie eine besondere Art von Kuchen opferten. Noch in Aegypten, wohin sie nach der Zerstörung Jerusalems durch die Babylonier ausgewandert waren, weisen sie des Propheten Mahnung zurück und erklären: seit sie den Kult der „Himmelskönigin“ eingestellt, litten sie Mangel an Brot und allem, und seien von lauter Unglück heimgesucht worden. Man wird wohl auch darin den traditionellen nie ganz ausgerotteten Kult Jahves

als Mondgott (weibliche Himmelsgöttin) erblicken dürfen.

Die in neuerer Zeit tüchtig fortschreitende Altertumsforschung wird wohl noch allerlei beibringen, was diese Entdeckung bestätigt. —

28

## Der Nigger.

Von Arthur Baar.

Der Yankee kann nicht vergessen, daß der Neger, sein afroamerikanischer Mitbürger, ein Sklave war; er behandelt ihn demgemäß heute noch.

Betrachtet er auch jeden Farbigen im Lande mit Hochmut und offen zur Schau getragener Geringschätzung, so löst er doch die Eigenarten des einen oder des anderen in gewisser Weise als berechtigt gelten. Wo er auf den Troß des Indianers oder auf den Gleichmut des Chinesen stößt, sucht er sich damit abzumunden und legt sich manchmal eine bestimmte Zurückhaltung auf. An dem „verdammten Nigger“ aber ärgert ihn alles! Da haßt er jede Eigenart oder belacht, verböhnt und verpöbelt sie. Wenn der Neger versucht, als gleichberechtigter Mensch aufzutreten, so weist er ihn schroff zurück, das duldet er nicht. Der Yankee trägt dem Neger gegenüber geradezu ein herrisches Weien zur Schau und sieht es als selbstverständlich an, daß der Schwarze sich ihm in jedem Falle unterordnen müsse.

In den Nordstaaten wird der Neger besser behandelt, ist er doch der traditionelle Schutling der Nordstaaten, die den Süden zwingen, ihn als Sklaven freizugeben. Natürlich ist man auch im Norden weit davon entfernt, ihn auf eine gleiche soziale Stufe mit dem Weißen zu stellen. Mag er sich auch vielfach redlich bemühen, die Anerkennung des Yankees zu gewinnen, er bleibt der „verdammte Nigger“. Nur sagt man es im Norden nicht so laut und tut äußerlich etwas menschenfreundlicher; man entrüstet sich sogar über die Art, wie der Süden die farbigen Mitbürger behandelt. Aus dem Süden kommt aber auf solche Vorwürfe die Antwort, daß man im Norden sehr leicht binnou gegen den Nigger sein könne, da die Zahl der Schwarzen, die in den Nordstaaten leben, nur gering sei und man dort von der „Negerplage“ keine Ahnung habe.

Wo der Neger etwas besser behandelt wird, da wird sein Selbstgefühl gestärkt, aber nicht in unbedeudender Weise; seine Selbstachtung steigt, und er läßt nicht geduldig jeden Schimpf über sich ergehen. So rüht er sich zum Beispiel schon gekränkt, wenn man auf ihn die Bezeichnung „Schwarzer“ anwendet und hört es gern, wenn man höflich von einem „Farbigen“ (colored man) spricht. Er wehrt sich heftig gegen Annahme und Unrechtfertigkeit, und manchmal fragekt er nicht wenig, wenn er sich im Rechte weiß, das ein anderer ihm streitig machen will. Er läßt dabei die Augen rollen und flucht fürchterlich mit seiner breiten, fetten Stimme, aber ebenso schnell ist er auch wieder beruhigt, wenn er sein Recht bekommt, und es bereitet ihm dann eine große Genugtuung, zu wissen, daß man ihn ernst genommen habe. Diese Genugtuung gewährt ihm der Yankee nur ungern und selten, denn der Neger steht seiner Meinung nach viel zu tief unter ihm und sollte es dankbar anerkennen, wenn er in den Nordstaaten nach den Gesetzen des Landes behandelt wird und vor Verfolgungen geschützt ist. Man läßt die Neger in Ruhe, meidet aber gewöhnlich jeden engeren Verkehr mit ihnen, ohne daß die Zurückhaltung der Weißen eine schwer beleidigende Form annimmt. Auf größeres Entgegenkommen kann der Neger auch in den Nordstaaten vorläufig noch nicht rechnen, dazu ist



das Vorurteil gegen ihn zu stark und der Makel zu groß, der ihm durch das einstige Sklaventum anhaftet und ihn immer noch zu einem Menschen degradiert, der sogar unter dem Indianer steht.

Wiel schlimmer liegen die Verhältnisse im Süden der Union. In den alten Sklavenstaaten wird der Neger mit der größten Verachtung behandelt. Da wird nicht die geringste Zurückhaltung geübt.

Selbst für den Amerikaner ist der Unterschied offensichtlich, wenn er eine Reise nach dem Süden unternimmt. Mit einiger Verwunderung gewahrt er, wie der Ton, in dem die Weißen mit den Schwarzen reden, immer barscher wird, und wie man eine immer schärfere Grenzlinie zwischen beiden Rassen zieht, als wäre die eine von der Pest befallen, vor der die andere geschützt werden muß. Schon auf der Eisenbahn beginnt eine deutliche Trennung zwischen Weißen und Negern sowie Farbigen anderer Art. Die Farbigen dürfen nur in die für sie bestimmten Wagen einsteigen, müssen streng unter sich bleiben und vermeiden, den Weißen irgendwie lästig zu werden.

Auf vielen Stationen winnelt es von Schwarzen, und man sieht verhältnismäßig wenige Weiße. Trotzdem wird man immer finden, daß die Haltung der Neger gegenüber einem Weißen eine sehr bescheidene, fast demütige ist; sie wagen hier nicht aufzutreten wie ihre Kassegenossen im Norden; sie sind die Untergebenen, der Weiße ist der Herr. Und dieser Herr führt keine faule Sprache; er macht sein Herrtum noch geltend, obgleich ihm das Geißel längst schon die Sklavenpeitsche aus der Hand gewunden hat und dem Schwarzen das Entlaufen von der Arbeit gestattet ist, ohne daß er dafür mit Hundstuden geißelt und furchtbar bestraft werden kann.

Heute läuft er dem Pflanzler nicht mehr davon, sondern arbeitet freiwillig und nicht weniger schwer als ehemals für seinen Herrn, um sein Brot zu verdienen.

Zahlreich sieht man die Neger, Männer, Frauen und auch Kinder, auf den schier endlos sich ausdehnenden Baumwollfeldern, wie sie die schneeweißen, dicken Kloden von den Stauden pflücken. Sie tragen Strohhüte und sind in lose, weiße Kleidung gehüllt, um sich vor den sengenden Sonnenstrahlen zu schützen. In weiter Entfernung sieht man oft nur ein schwarzes, von Schweiß glänzendes Gesicht und ein paar dunkle Arme, die sich für den zuschauenden Yankee viel zu langsam bewegen. Man hat auch schon Maschinen zum Pflücken der Baumwolle eingeführt, aber die Negerarbeit ist ja noch so billig, daß sie überall Anwendung findet.

Von den 9 250 000 Negern, welche die Vereinigten Staaten ihre Heimat nennen, lebt der weitaus größere Teil in den Südstaaten. Unter der Botmäßigkeit der Weißen stehen sie auch in den Staaten, wo sie die Mehrheit bilden, weil die Weißen überall die Regierungsmaschinerie in der Hand haben und die Neger in wirtschaftlicher Abhängigkeit halten. Auf den Farmen arbeiten etwa 750 000 Neger, aber nur vier Prozent sind selbständige Farmer und Besitzer des Landes, das sie bearbeiten.

Immer mehr ziehen sich die Neger in die Städte. Das Bestreben und der Wunsch der schwarzen Landarbeiter ist meist darauf gerichtet, in die Stadt zu kommen. Tausende arbeiten lieber auf den Docks in den Hafenplätzen, auf Schiffen, in den Fabriken und Lagerräumen, in den Sägemühlen oder sonstwo, wenn es nur in Stadtnähe ist, und am liebsten in der Stadt selbst.

Wenn der Schwarze auf dem Lande ein paar Dollar übrig hat, so macht er sich gern auf und davon, natürlich zum größten Verdruß der Landbesitzer, die über „die lauten Nigger“ nicht genug schimpfen können.

Warum aber zieht es den Neger so mächtig nach der Stadt? Er weiß, daß er auch dort verachtet und zurückgestoßen wird, aber sein Leben gewinnt einen ganz anderen Inhalt. Er kann seine Arbeitskraft leurer verkaufen, er kommt als Mensch etwas mehr zur Geltung, und das bunte Stadtleben läßt einen ungeheureren Reiz auf ihn aus; er wünscht sich nicht wieder in das monotone Landleben zurück, wenn er einmal in der Stadt war.

Auf dem Lande galt er nur als Arbeitstier und wurde nicht einmal so gut genährt und gepflegt wie das übrige Arbeitsvieh. Als ehemaliger Sklave war er mit diesem wenigstens auch in der Pflege gleichgestellt. Der Sklavhalter hätte dasselbe Interesse an seinen Niggern wie an seinen Pferden, Ochsen und Maultieren; sie mußten gut gefüttert werden, wenn sie viel arbeiten sollten. Es war oft zweckentsprechend, sie bei guter Laune zu erhalten, um eine höhere Arbeitsleistung zu erzielen. Diese Sorge ist der Pflanzler los, er hat jetzt „freie Arbeiter“, die derartige Rücksichten nicht mehr beanspruchen können. Als Käufer der Arbeitskraft hat er nicht mehr das Interesse an der Erhaltung dieser Kraft, wie er es als Käufer des Sklaven besitzen mußte. Man heftet jetzt den einen Arbeiter aus und ersetzt ihn bei nicht mehr genügender Leistung durch einen anderen.

Und der Neger sollte ruhig zuschauen, wie sein Geschick sich erfüllt, ohne Anstrengungen zu machen, irgendeine Änderung oder einen Wechsel seiner Lage herbeizuführen? Die Men mögen sich damit abfinden, aber die Jungen werden unruhig, sie ziehen fort, hinein in die Stadt.

In dem wechselvollen Stadtleben sucht und findet der Neger allerlei Arbeitsgelegenheit. Gewöhnlich nimmt er Dienststellungen ein, arbeitet als Lastträger, als Kellner, Geschirrwäscher, Kutscher, Diener, Stiefelpußer, Handlanger, Wate, Aufwärter oder auch als - Schauspieler. Auf der Variétébühne ist er sehr gern gesehen; da amüsiert sich der Yankee köstlich über ihn. Da lauscht er den eigenartigen Niggergesängen und schaut vergnügt den Tänzen zu. Je unflätiger der Niggerdialekt auf der Bühne gesprochen wird, desto spazier klingt er dem Yankee.

Wie höflich und zuvorkommend die Neger sein können, lernt man in den Hotels und Restaurants kennen und auch in den Barbier- und Wadestuben. Diese letzteren sind gewöhnlich miteinander verbunden, sehr elegant eingerichtet und mit allen Bequemlichkeiten versehen. Zahlreich sind Neger als Diener und Gehilfen angestellt. — Ein amerikanischer Barbier hat eine weitgehende Auffassung von seinem Beruf. Kommt ein Kunde, um sich rasieren zu lassen, so ist das Rasieren nicht unbedingt die Hauptsache, sondern es beginnt eine allgemeine Verschönerungsprozedur, die Zustimmung des Kunden natürlich vorausgesetzt. Der Amerikaner liebt es, sich dem Barbier zu diesem Zweck anzuvertrauen; friiert und blickt blau von oben bis unten verläßt er den Salon und bezahlt gern die etwas teure Rechnung. Da ist der Neger eine wichtige Person; er bereitet das Bad, bürstet Kleider und Hut, putzt die Stiefel, holt Zeitungen herbei und sorgt für alle Bequemlichkeit, immer eifrig in dem Bestreben, jeden Wunsch des Kunden zu befriedigen, ohne etwa auf ein Trinkgeld zu spekulieren. Er bekommt seinen Lohn von dem Inhaber des Barbierjalons, oder es gehören ihm die Einnahmen vom Stiefelpußerstand, wo er seine festen Preise fordert. Ist ein Kunde besonders gutmütig, dann reicht er dem Schwarzen vielleicht eine Zigarre, die dieser freudestrahelnd annimmt.

Meine Arbeit ist dem Neger zu gering oder zu schmutzig; er ist etwas unständig dabei, aber er macht alles, reinigt die langen Reihen der Spudnapfe in den Hotels und Trinkstuben,

putzt und schrumpft und putzt, wie man es verlangt. Dabei verliert er niemals seine gute Laune und macht gern einen Spaß. Hört er einen guten Wit, ist er voll unbändiger Heiterkeit und läßt für den Augenblick alle Arbeit ruhen, um sein Ergötzen anzukosten.

Geht er nach getaner Arbeit oder an Feiertagen aus, dann putzt er sich gern hübsch heraus, liebt bunte Strawatten, blendend weiße Stragen und Manschetten, trägt auffallende Ringe mit großen falschen Steinen, eine breite glänzende Uhrkette, wenn auch die Uhr daran fehlt. Die Weißen mögen ihn belächeln, das stört ihn nicht; unter seinen Kassegenossen aber macht er Eindruck, und leicht gewinnt er das Herz einer schwarzen Frau oder Jungfrau, die ihn entzückt betrachtet, wenn er in vollem Wicks vor ihr erscheint.

Stolz führt er sie in eine Gesellschaft, wo es lustig hergeht, oder zum Tanze, und wenn es ihm gelingt, in dem beliebten Cafe Wall den Preis mit seiner glutäugigen Partnerin davonzutragen, dann ist er überglücklich. Eine ausgelassene Fröhlichkeit bemächtigt sich seiner; er lacht und scherzt und neckt mit jedermann. Der Frohsinn äußert sich bei dem Neger gern in einer recht lauten Weise; je mehr Lärm er machen kann, desto vergnügter wird er. Es geht ihm ähnlich wie den Kindern, und er kann es nicht verstehen, daß die Weißen die weithin schallende Lustigkeit einer kleinen Gesellschaft von Schwarzen oft recht bedenklich und verdächtig finden. Der Verdacht ist aber manchmal nicht unbegründet. Wird Wein und Schnaps oder Bier herungereicht, so verwandelt sich zuweilen das harmlose Vergnügen in häßlichen Zank, dem wilde Szenen folgen. Die Köpfe sind erhit, die Eifersucht ist bei dem einen oder dem andern rege geworden; dann bleiben die Messer und in blinder Wut und Leidenschaft stürzen die Gegner auf einander los. Eine Vorliebe haben die Neger für das Rasiermesser, das sie geschickt zu handhaben verstehen und das zu einer gefährlichen Waffe in ihren Händen wird.

Die Negerinnen können ebenfalls sehr hübsig werden und fahren sich gegenseitig ebenso wütend in die Haare wie ihre weißen Schwestern, wenn die Liebe eines schwarzen Straukopfs auf dem Spiele steht.

Die schwarzen Mädchen sind übrigens bei vielen weißen Männern auch sehr beliebt, aber nur heimlich, ganz heimlich. Fast in allen großen amerikanischen Städten gibt es öffentliche Häuser, wo ausschließlich schwarze Mädchen gehalten werden und den Weißen, die bezahlen können, zur Verfügung stehen. Die schwarzen Sklavinnen sind auf diesem Markt billiger als die weißen; gefürchtet ist ihre Konkurrenz aber nicht, weil die Männer nur zur Abwechslung und des Abenteuerlichen wegen zu den Schwarzen gehen.

Ein Neger, der es einem Weißen verübeln wollte, daß er sich zu einem schwarzen Mädchen schleicht, würde aber sehr unmaßgebend erscheinen. Dagegen ist er seines Lebens nicht sicher, wenn er ähnliche Wünsche in bezug auf ein weißes Mädchen hegt; ein solcher Frevel würde schwer geahndet werden.

Der Weiße hält den Neger in jeder Beziehung in einer gewissen Entfernung und verlangt Respekt von ihm. In den Südstaaten gibt es als selbstverständlich, daß der Neger auf die Gesellschaft mit den Weißen für alle Freuden und Gewinne verzichten muß. Die Kreise der Weißen sind ihm verschlossen, ihre Vergnügungen darf er nicht teilen. Seine Anwesenheit bei irgendeinem Feste oder einer Feier oder einer öffentlichen Lustbarkeit fällt sofort als Störung auf. Man weist ihn fort oder man duldet ihn in günstigen Fällen in weiter Entfernung, wo er unter seinesgleichen bleiben muß.





Die Niggerfamilie wiegt ihr „Jüngstes“.



Er ist auf seine Massengenossen allein angewiesen, auch dann, wenn er viel Geld ausgeben kann. Sogar der goldene Schlüssel öffnet ihm nicht den Eingang zu den Vergnügungspalästen der Weißen. Von dem Besuch eines guten Theaters oder Konzertlokals ist er ausgeschlossen, und wäre er bereit, den teuersten Platz zu kaufen. Nur in Theatern niedrigen Grades, und auch da nur auf den schlechtesten Plätzen, abgefordert vom übrigen Publikum, duldet man ihn. In Hotels, die auf ihre Reputation halten, findet ein Neger als Gast keine Aufnahme; in besseren Restaurants ist kein Tisch für ihn zu haben. In Speisehäusern geringeren Grades, wo Arbeiter ihre Mahlzeiten einnehmen, ist eine bestimmte Abteilung für die Farbigen eingerichtet. Der weiße Arbeiter kreist nicht mit dem Nigger an einem Tisch. Sogar in den erbärmlichsten und schmutzigsten Kosthäusern, wo überhaupt nur ein Raum für Gäste zur Verfügung steht, wird darauf geachtet, daß die Weißen von den Farbigen getrennt essen können. Da ist in der Mitte des Raumes irgendein schmutziger, gestickter Vorhang angebracht, und kleine Schilder zeigen an, auf welcher Seite sich die Leute mit ursprünglich weißer Hautfarbe aufhalten können und wohin die Nigger sich begeben müssen.

An einer Bar, wo Weiße verkehren, erhält ein Neger kein Getränk. Der Barkeeper (Schankkellner) macht eine sehr bedenkliche Miene, wenn ein Weißer etwa in guter Laune einmal einen Neger mitbringt und übersieht ihn vollständig, wenn er nicht von dem Weißen gebeten wird, auch für den Nigger gütigst ein Glas zu füllen. An einer besseren Bar darf sich überhaupt kein Neger blicken lassen.

Eine scharfe Grenzlinie zwischen beiden Massen geht in den „demokratischen“ Südstaaten durch alle Klassen von oben bis unten. Ein Weißer, der sich unter die Farbigen mischen und mit ihnen freundschaftlich verkehren wollte, würde bald in schlechten Ruf geraten. Der Haß und die Verachtung gegen den Nigger setzt sich sogar fort „bis ins dritte und vierte Glied“. Ein entfernter Abkömmling aus einer Mischung, der bis auf wenige Zeichen ganz einem Weißen gleicht, wird ebenso rücksichtslos aus der Gemeinschaft der Yankee's ausgestoßen wie ein Vollblutnegger. In den sogenannten besseren Gesellschaftskreisen im Süden hat man ein merkwürdig feines Gefühl (oder ist es der immer regere Mafsch?) für jede Nuance am Nebenmenschen, die daran erinnert, daß ein längst vergessener Vorfahr einmal Negerblut in den Adern gehabt hat. Man läßt es den Nachkommen bitter büßen und stößt ihn von sich, als hätte er eine ekelerregende Krankheit geerbt.

Ein schwerer Vorwurf wird gegen den Neger erhoben mit der Behauptung, daß weiße Frauen vor seinen sinnlichen Begierden nirgends sicher seien. Zahlreiche Notzuchtövergehen werden den Negern zur Last gelegt, und die Kunde davon steigert jedesmal den Haß des Amerikaners gegen „die schwarze Bestie“ zur Raserei. Er schreitet ohne Bedenken zu Lynchmorden der entsetzlichsten Art, verbrennt den Neger bei lebendigem Leibe, foltert ihn in furchtbarer Weise, um sein wildes Nachgelächel zu befriedigen.

Vorurteilsfreie Männer und Frauen haben wiederholt nachgewiesen, daß man mit dieser Anschuldigung, so allgemein erhoben, den Negern unrecht tut. Bei den verjährten Ansichten der Amerikaner über Moral kann man den Wert solcher, zum größten Teil unbewiesener Anklagen überhaupt nicht hoch veranschlagen. Ein verliebter Blick nach einer weißen Frau macht den Neger schon verdächtig, und wie leicht fühlt sich die Amerikanerin durch die unbefugte Annäherung eines Schwarzen beleidigt. Wirkliche Ueberfälle gehören zu den Seltenheiten. Die starke Sinnlichkeit des Negers wird in

natürlicher Weise ausgelöst von der Sinnlichkeit der Negerin, wenn nicht die Fehler einer christlichen Erziehung mit ihren Lehren von der Sündhaftigkeit leiblicher Begierden schädigend einwirken.

Der Nigger ist ein guter Christ oder wenigstens bestrebt, es zu sein. Ein Freidenker auf religiösem Gebiete ist er selten. Es ist ihm unbehaglich bei dem Gedanken, als „Heide“ betrachtet zu werden; er möchte nicht in den Verdacht kommen, mit den Wilden in Afrika auf einer Stufe zu stehen. Das Christentum ist ihm ein notwendiges Stück Kultur, zu dem er sich bekennen muß, um von den Weißen nicht noch geringer angesehen zu werden. Natürlich haben die Neger ihre eigene Kirche und einen Pastor ihrer Rasse, damit die schwarzen Christen von den weißen Christen hübsch gesondert bleiben. Diese schwarzen Pastoren sind sehr zahlreich, und sie werden gerade nicht mit schoner Ehrfurcht von den farbigen Gläubigen behandelt. Manchmal macht die Gemeinde nicht viel Umstände mit ihrem Seelenhirten und läßt ihn laufen, wenn er nicht rührselig genug predigt, oder wenn er seinen schwarzen Schafen die Höllestrafen gar zu schrecklich ausmalt.

Viel Aberglauben findet man unter den Negern. Sie fürchten sich vor allerlei Geistespuk und Gespenstern; sie gleichen darin, wie in mancher anderen Beziehung noch, den Kindern. Sie sind harmlos, lustig, jedem Impuls nachgebend und oft auch ungezogen wie die Kinder. Daß sie bildungsfähig sind wie diese, daß sie leicht zu leiten sind, wenn man ihres Vertrauens sich würdig zeigt, das wird -- oft absichtlich -- vergessen. Man gibt ihnen in den Südstaaten vielfach keine Bildungsmittel in die Hand, man zieht sie nicht zu sich herauf, sondern stößt sie noch zurück, wo sie eigene Anstrengungen machen, in die Höhe zu kommen. Man wählt den bequemsten Ausweg, die schwarze Rasse als unverbesserlich zu erklären, um die Unterdrückung des Negers, die Lynchmorde und andere Schandtaten zu rechtfertigen. Gewiß ist die Unwissenheit noch groß unter den Negern und ihre ganze Lebenshaltung eine niedrige, viele sind schmutzig und lasterhaft, aber ihre Fehler sind zum großen Teil die Schuld der Weißen, die nichts zur Beseitigung der Fehler tun wollen und den Negern oft genug hindernd in den Weg treten, wenn diese nach Besserung streben.

Gute Resultate sind erzielt worden, wo man den Negern Bildungsmittel zugänglich machte. Man darf wohl annehmen, daß die Negerbevölkerung die gleiche Stufe der Volksbildung mit den Weißen erreichen kann, wenn ihr die gleichen Mittel dazu freigestellt werden.

Das größte einzelne Bildungsinstitut für Neger ist eine private Stiftung, die Tuskegee Normal and Industrial School in Tuskegee im Staate Alabama. Der Negermillionär und Philanthrop Booker T. Washington ist der Gründer dieser Schule, die an hundert Gebäude und große Ländereien umfaßt. Hier werden Neger in den Elementarwissenschaften, in vielen Zweigen der Industrie und in der Landwirtschaft unterrichtet und verlassen die Anstalt gewöhnlich als tüchtige, zuverlässige und begehrte Arbeiter.

Eine ähnliche Schule hat eine arme Negerin, Emma Wilson, in Süd-Karolina gegründet, die aber nur in bescheidenem Maße, weil es an Mitteln fehlt, ihre Wirksamkeit entfalten kann.

Es gibt viele gebildete Neger, die es mit Schmerz erfüllt, zu sehen, wie schwer es ihren Massengenossen im Süden gemacht wird, sich aus ihrer niedrigen Kulturstufe emporzuarbeiten und wie sie getreten und verachtet werden, ohne die Kraft zu finden, sich dagegen aufzulehnen. Einige kultivieren den sonderbaren Gedanken, für eine Auswanderung der

amerikanischen Neger nach Afrika zu wirken, aber sie finden dafür wenig Gegenliebe in der farbigen Bevölkerung des Südens. Dagegen wandern immer mehr Neger nach den Nordstaaten aus, wo die Verhältnisse für sie viel günstiger liegen.

In der letzten Zeit sind deswegen viele warnende Stimmen laut geworden, die aber aus den Südstaaten kamen und behaupteten, für den Norden würde ein Negerproblem erwachen, wenn die Zuwanderung andauern sollte. Es scheint aber, daß diese Warnungen mehr der Sorge entspringen darüber, daß der viel verlästerte „faule Nigger“ sich der schamlosen Ausbeutung im Süden langsam entziehen könnte. Trotz aller Verlästernungen braucht man die Neger in den Südstaaten, wo unausgesetzt der Ruf nach billigen Arbeitskräften ertönt, sehr notwendig.

Was die Faulheit der Schwarzen anbetrifft, so muß der Gerechtigkeit wegen bemerkt werden, daß die Südstaaten seit einigen Jahrzehnten einen ungeheuren Aufschwung genommen haben, in der Landwirtschaft sowohl als auch in der Industrie. Doppelt soviel Baumwolle wird produziert als zur Zeit der Sklaverei; der Tabakbau hat eine gewaltige Ausdehnung erfahren; der größte Teil der Lebensmittel, die früher eingeführt wurden, wird jetzt im Süden selbst erzeugt, und überall entstehen große Fabriken. Nun bedenke man, daß der Süden zum großen Teil auf die Arbeit der Negerbevölkerung angewiesen ist. Trotz aller Versuche mit Italienern und Spaniern, Ungarn, Russen und Türken und wer sich sonst noch nach den Südstaaten verlocken ließ, ist man immer wieder auf den „faulen Nigger“ zurück gekommen, der sich als der billigste und willigste Arbeiter erwies.

Wie die Neger in den Südstaaten politisch entrechtet werden, ist bekannt. Sie haben keinen einzigen Vertreter ihrer Rasse im Kongreß, trotzdem sie einen starken Bruchteil der Bevölkerung bilden und in manchen Staaten in der Mehrheit sich befinden. Dem Yankee würde der Gedanke als absurd erscheinen, daß ein Nigger als Volksvertreter in den Kongreß in Washington einzziehen könnte.

Wie gerade auf den Neger im Vergleich zu andern Farbigen mit der größten Verachtung geblickt wird, erhellt auch hier aus einem deutlichen Beispiel. Der Vorschlag, einen Indianer, der die entsprechenden Fähigkeiten und Kenntnisse besitzt, als Senator von Oklahoma nach der Bundeshauptstadt zu senden, fand kürzlich erst in der Öffentlichkeit eine günstige Aufnahme. Dieser Plan wurde von der Presse als eine interessante Neuheit aufgenommen und zum Teil in sympathischer Weise besprochen. Man könnte nicht wagen, einen Neger als Senator in Vorschlag zu bringen, ohne sofort die öffentliche Meinung voller Entrüstung gegen sich zu haben. Als Roosevelt einige Neger in kleine Ämter einsetzte, wurde ein großes Geschrei erhoben und geltend gemacht, ein Neger dürfe niemals eine öffentliche Stellung bekleiden, in der er von einem Weißen Respekt verlangen könne. Man tadelte Roosevelt scharf, als er vor einigen Jahren den bereits erwähnten Negermillionär Booker T. Washington ins Weiße Haus einlud, und im Süden fand man es unerhört, daß der Präsident öffentlich ein schlechtes Beispiel gab, indem er mit diesem Neger an einem Tische speiste. So „allmächtig ist das Gold“ in den Vereinigten Staaten nicht, daß es „Nobren bleichen“ könnte. Mächtiger noch ist das Vorurteil.

Dieses Vorurteil zu bekämpfen und zu besiegen, wird die Aufgabe einer geläuterten und veränderten Weltanschauung sein, die erst mit dem Vordringen des Sozialismus in Amerika ihren Platz behaupten und sich Anerkennung erwerben kann.



# Waldesseele.

Ein Märchen von Lisa Wenger.

In einem großen, mächtigen Walde lebte ein Nix, den Lust und Sonne braun gebrannt hatten. Schlank war er, wie die Tanne, unter der er lag, geschmeidig wie Birkenzweige, leichtfüßig wie der Wind, und jung und frisch wie der Frühling, den er liebte.

Sah er das erste zarte Grün aus den Hüllen schlüpfen, und wärmte die Sonne zum erstenmal eine braunen Schultern, so konnte er es vor Freude nicht mehr aushalten. Er mußte in hohen Sprüngen über die kleinen Tannen im Wald fliegen, und mußte laut dazu sandzen. Und noch etwas mußte er! Sich hinsetzen in die Sonne, den krausen Stopf nach allen Seiten drehen, die Arme ausstrecken und rufen:

„Komm! Komm doch! Ach, komm doch!“ Und wenn er das getan, so stellte er sich hin und lauschte, ob er nichts höre. Leichte Schritte klickeln, die über den Waldweg huschten. Und ob er nichts sehe: wehendes Haar, das sich in den Tannen versangen. Und ob er nichts fühle: eine weiche, warme Wange an der seinen. Aber er hörte nichts, und sah nichts, und fühlte nichts, als Vogelklingen und Mückengejummel!

Dann hing der Nix den Kopf und preßte die schlanken Hände auf das Herz und flüsterte nur noch leise: „Komm doch! Ach, komm doch!“

Aber da war niemand, der ihm hätte Antwort geben können. Die von seiner eigenen Art waren schon lange, lange ausgestorben.

Und die vom Menschengeschlecht waren so plump, so grob und roh, er floh sie, wenn sie kamen und durch den Wald lärmten.

Die er suchte, war anders.

Er suchte, aber er fand sie nicht!

Frühling verging, Sommer kam, Herbst schritt durch den Wald und der Winter vertrieb ihn, — aber die Karte, Süße, Meine, die, welche er suchte, fand er nicht. Und wieder wurde es Frühling. Da geschah es, daß ein Dirnlein sich im Wald verirrete. Es konnte den Ausgang nicht mehr finden. Die Dornen zerrissen sein Röcklein, die Steine zerschnitten seine Füße, die Tannen streckten ihre langen Äste aus nach seinem Schürzlein, und der Wind hatte sein Füchlein davongetragen. Zerrissen und zerklüftet sahen seine Kleider aus, und überall schimmerte die weiße Haut hindurch.

Es fürchtete sich im Wald. Es kannte die Stimme des Windes nicht. Es verstand nur, was Menschen verstehen können, und das ist so wenig, so wenig!

Eines Tages saß es zwischen den roten Erdbeeren und pflichtete eine nach der anderen mit spitzen Fingern. Da raschelte es auf der Eiche neben ihm, Blätter und Zweiglein fielen herunter, und herab purzelte der braune, schöne Nix, der eben geschlafen hatte!

Ach, erschraf das Mägdlein! Und erschraf der Nix! Das junge Mägdlein hielt sich mit klugen Händen die Augen zu, und der Nix mußte die seinen auf das Herz preßen, so stark klopfte es. Ein Kranz von Wobnblumen saß auf seinem Haar, und Schilf und lange Windenranken hatte er um Schultern und Hüfte geschlungen.

Endlich blinzelte das Mägdlein durch die Finger und sah in ein paar goldbraune Augen. Der Nix rief: „Bist Du es, die ich suchte?“ und streckte die Arme aus nach dem Menschenkind. Es schüttelte den Kopf. Da warf der Nix dem Mägdlein eine schöne, blaue Blume in den Schoß und sprang davon.

Aber am zweiten Tage trafen sie wieder zusammen, der braune Nix und das schnee-weiße Dirnlein.

„Zieh die Schuhe aus, Menschenblume,“ jagte der Nix. „Auf dem Moos ist gut tanzen!“ Verwundert sah ihn das Dirnlein an. Dann zog es wirklich die Schuhe aus, band sie zu-

sammen und hing sie an einen Ast. Und als sie so hingen, gab es ihnen einen kleinen Stoß, daß sie bummelten.

„Bin bann, bin-- bann, die Schuhe lürten zum Tanz,“ sang es, und tanzte mit den nackten Zehen auf dem smaragdnen Teppich. Und der Braune nahm es an der Hand und sie tanzten.

„Die Stäfer libeln mich!“ lachte das Dirnlein, „ich muß acht geben, daß ich sie nicht zertrete!“

Am dritten Tag suchten sie Vogelkneifer und jagten den Jungen guten Tag.

Am vierten lehrte der Nix das Mägdlein die Nienen und Wienen verstehen.

Am fünften Tag gingen sie zu Mehl und Hirschkorn und strichen ihnen über das glatte Zell.

Am sechsten Tag besuchten sie den Wald bach und badeten sich darin, und das Dirnlein ließ seine zerlumpte, häßlichen Kleider am Bachrand liegen, machte sich Kränze und behing sich mit Windenranken und Schilf. Es sah aus wie ein Märchen.

Und am siebenten Tag tanzten sie in der Sonne, bis ihre Herzen klopfen und ihre Augen Funken sprühten. Dann lief eines dem anderen ganz von selbst in die Arme!

Und von dem Tage an verstand das Dirnlein, was der Bach rauschte, und was die Vögel sangen, was Hirschkorn und Mehl einander zuriefen, und was Wienen und Nienen summen!

Es wußte den Herzschlag der Vögel im Ei, und wußte, ob Schmetterling oder Libelle es gestreift. Es wußte jetzt, was das Flimmern der Luft bedeuete, und was die heißen Strahlen der Sonne wollten, und was der warme Atem der Erde sagte: sie alle lehrten die Liebe! Und als es das alles wußte, da jubelte und lachte es, und lief mit dem Nix in der Sonne herum, und schlief unter der Tanne im Mondschein! Es hatte vergessen, daß es zu den Menschen gehörte. —

Der Herbstwind tobte im Wald und schüttelte die Blätter von den Bäumen, daß sie in tollem Wirbel auf und ab flogen.

Matt und lässig schien die Sonne, und kühl wehte es von den Felsen her. Die Buchstämme fielen, und die Haselmäuse sammelten sie eifrig in ihre Nester.

Frierend schlich das Mägdlein durch den Wald. Die Ranken der Winden waren verdorrt, und das Schilf stand dürr und braun.

„Süßes! Schönes! Liebes!“ sang der Nix und wolkte des Mägdleins Hände und Füße wärmen. „Ach, hätte ich meine Kleider noch, das wäre mir lieber!“ sagte es und stieß ihn weg.

„Geh du und hab' meine Kleider!“ Der Nix ging und suchte, aber die Kleider waren längst in alle Winde verfliegen.

„Komm, wir wollen tanzen!“ bat der Nix. „da wirft du warm und lachst wieder wie sonst!“

„Ach mag nicht tanzen! Ach habe genug getanzt! Und ich bin kein Mägdlein!“

„Menschenblume, wir wollen eine warme Höhle suchen! Die füttere ich für dich mit Moos und Laub und schmücke sie mit Tannenzweigen und Efen!“

„Gib mir ein Haus, Nix! Alle Menschen Dirnlein haben Häuser! Warum soll ich in einer Höhle wohnen?“

„Ach kann nicht bauen.“ sagte traurig der Nix. „Ach kann nur jagen!“ Und er sang ein Lied vom Wald und dazu brannte der Herbststurm. Das Klang schaurig und schön. Aber das Dirnlein hörte die Schönheit nicht mehr. Es hatte wieder Menschenaugen und Menschenohren.

Es saß in der Höhle, die der Nix mit Tannenzweigen geschmückt und langweilte sich. Wenn der Nix hinaufsaß zum dunkelblauen

Sternenhimmel und es da oben funkelte und schimmerte, sah, schlief es, und wenn er das feurige Gold und Rot des Waldes mit seinen schönheitstrunkenen Augen eintraf, spannte es ein Kleid aus dem Fuchs, den es gebrochen. Und wenn er mit Entzücken das zarte Silber des ersten Meißes auf den dunklen Tannen glitzern sah, so schloß es den Nix, daß er nicht Meiß nicht zu einem Feuer. Der Nix war traurig, weil das Dirnlein ihn nicht mehr liebte.

„Komm zu den Menschen!“ bat es, „laß uns zu den Menschen gehen!“

„Ach passe nicht zu den Menschen!“ sagte er. „Was soll ich dort?“

„Du kannst singen! Und dann bekomme ich ein Haus und Kleider und alles was ich brauch! Hier will ich nicht mehr leben!“ Jörnig stieß es den Nix zurück, der ihm eine rotfarbene Wronbeerranke ins Haar schlingen wollte. Da sah der Nix wohl, daß das Dirnlein bei ihm nicht mehr glücklich war.

„Nix wollen zu den Menschen ziehen,“ sagte er. Er nahm alles Gold, das er im Laufe gefunden und alle die bunten Steine, die in den Felten und Klüften gelegen und gab sie dem Dirnlein.

Das ging zu den Menschen und tauschte alles dagegen ein, was es sich wünschte: ein Haus, bunte Kleider und Geschmeide!

Und nun lebten der Nix und sein Liebchen unter den Menschen. Es wurde froh und vergnügt und lachte wieder den ganzen Tag, und vergaß den Wald mit seiner Herrlichkeit. Es begriff eigentlich nicht mehr, daß es dort glücklich gewesen, und schämte sich, daß es in Sonne und Mond herumgelaufen und auf die Bäume geklettert war.

Auf den Nix war es stolz, denn er konnte jagen, wie keiner der Menschen jagen konnte.

Die Menschen wurden ganz still, wenn er sang. Sie wußten gar nicht, was ihre Herzen so klopfen machte und ihnen Tränen in die Augen trieb.

Aber der Nix kannte das Schmeicheln. Es umkrante sein Herz und wuchs höher als die Liebe zu der Menschenblume und erstickte sie. Ihn war es eng unter den Menschen geworden. Er wurde still, er, der glückliche, jubelnde Nix. Nun war er es, der nicht mehr glücklich war mit der Menschenblume und erkannte, daß nicht sie es gewesen, die seine Seele gesucht hatte. Und eines Tages gab er den Kampf auf. Er ließ seine Menschenblume allein und lief in die Wiesen und Felder, hinein in den Wald.

„Wald! O du Wald!“ jankelte er.

Er sprang mitten in den Wald hinein und suchte die silbernen Ästlein, er brach die gelben Rillen, und schlängelte sich Winden ins krause Haar. Er grüßte die Tiere und grüßte die Blumen, und die Sonnenstrahlen und lachte, wenn sie ihm ent schlüpfen.

Sein Herz wurde leicht und froh. Alle Gänge stiel von ihm ab. Zehnmal erfüllte ihn nach der, die er suchte. Er konnte sie nun.

„Waldesseele!“ rief er, „wo bist du? Tr die auf leisen Zohlen über das Moos gleitest, du, die keiner mehr vergessen kann, dem sie einmal begegnet. Ach lehne mich nach dir! Komm, ach, komm doch!“

Sie kam gegangen im flimmernden Gewand. Heber ihr Klang und sang es, und zu ihren Füßen summete und flüsterte, rauschte und schwirrte es. Sie ging in flutenden Wellen warmen Waldgeruchs.

Der Nix streckte seine Arme aus.

„Waldesseele, süße, duftende, ewig geheimnisvolle, komm!“

Da nahm sie ihn an der Hand und glitt mit ihm hinein in die Dunkelheit des Waldes. —



